

ZfKM

Zeitschrift für Kritische Musikpädagogik

03

Richard Klein

Erinnerungen an Lars Ulrich Abraham

DOI: [10.18716/ojs/zfkm/2003.1248](https://doi.org/10.18716/ojs/zfkm/2003.1248)

Erinnerungen an Lars Ulrich Abraham (1922-2003)

Für die tagtäglich besessen oder beflissen übenden Musiker war er ein Fremdkörper, einer, dem man gerne unterstellte, keinen Sinn für „das Künstlerische“ zu haben. Denn alles an Lars Ulrich Abraham, seine Sprache, sein ironisch-behutsamer Gestus, seine ganzes äußeres Auftreten stellten eine Praxis, die um ihrer selbst willen funktioniert, ohne die Welt zu reflektieren, in der sie sich abspielt, in Frage. In einer Sitzung des musikpädagogischen Seminars hat er einmal näher erläutert warum. Anfang 1945 habe er als junger Wehrmachtsoffizier seinen Soldaten erklärt, die Lage sei zwar ernst, aber nicht hoffnungslos, der Endsieg durchaus noch möglich. Abraham machte eine Pause und fügte dann hinzu, er sei sich sicher, ein wesentlicher Grund für diese Weltlosigkeit seines damaligen politischen Urteils sei die Musik gewesen, genauer: die Lieder, die er im „Dritten Reich“ gelernt habe und mit deren Hilfe die Nazis einen „Gemeinschaftsgeist“ gefördert hätten, der den alltäglichen politischen Terror nicht einmal mehr wahrzunehmen vermochte oder wollte. Auf diesen Punkt ist er immer wieder zurückgekommen. Ob in Vorlesungen über „Schulbuchkritik“, in der Auseinandersetzung mit der musikalischen Jugendbewegung und nicht zuletzt bei der Lektüre der Schriften Adornos (die ich durch ihn überhaupt erst kennengelernt habe): Abrahams Lebensthema war und blieb die politische Verführbarkeit des Menschen durch die Musik im Zeichen kollektiver Entmündigung.

Gemessen am Weltbild der linken Hochschulgruppen in den 60er und 70er Jahren war Abraham ein geradezu klassischer „Scheißliberaler“, einer, der auf nichts setzte als auf den kritischen Verstand des Einzelnen, der tief skeptisch blieb gegenüber „revolutionären“ wie „reaktionären“ Idealen. Gedankt hat das ihm so recht keine Seite. Die Studenten fühlten sich von ihm allzu leicht im Stich gelassen, seinen gelassen anti-autoritären Seminarstil nahmen sie wahr, als fehle ihm bloß die Lust, Lehrinhalte für alle übersichtlich aufzuhäufen. Daß damit ihre eigene Autonomie gezielt herausgefordert werden sollte, haben nur wenige begriffen. Die andere Seite, die offiziellen Musik- und Hochschulverbände hingegen diffamierten den Musikpädagogen Abraham als „Linksradikalen“, der die demokratische Grundordnung bedrohe. Man macht sich heute keine Vorstellung mehr von dem Aufstand, den es gab, nachdem er 1974 seine Kandidatur für das Amt des Rektors der Freiburger Musikhochschule erklärt hatte. Es war, als ob unmittelbar die Einnahme des Schwarzwalds durch die Russen bevorstünde. Wochen der Hysterie, jeden Tag neue Gerüchte über den „Kommunisten“, der die Hochschule in seine Gewalt bringen wolle, und ein weiterer ehrenrühriger Anschlag am schwarzen Brett. Daß Abraham schließlich dennoch gewählt wurde, war nicht zuletzt den Studenten und Lehrbeauftragten zu danken, die einigermaßen furios für seine liberalen Vorstellungen von Hochschulpolitik und Hochschulführung warben.

Abraham war aber nicht nur Politiker oder politischer Ethiker, sondern auch einer, der sich völlig in musikalisch-musiktheoretische Problemstellungen versenken konnte. Seine am Choralatz Bachs orientierte *Harmonielehre* von 1965 war in bezug auf das geschichtliche Reflexionsniveau, das sie den Lesern abverlangt, ein Meilenstein angesichts der damals gängigen Produkte à la Grabner und Maler.

Einmal ging es im Seminar um Wagners *Tristan*-Vorspiel. Abraham referierte einige analytische Positionen zu diesem Stück und fragte dann verschmitzt, welche wir denn

„am besten“ fänden. Die Antworten fielen, wie man sich denken kann, sehr unterschiedlich aus. Aber alle, die antworteten, taten so, als ginge es nicht um Theorie, sondern darum, direkt die Sache selbst zu treffen und sie dann schwarz auf weiß nach Hause zu tragen. Zweifel, ob und wie dies denn möglich sei, äußerte keiner. Abraham sagte daraufhin, alles schön und gut, wir sollten aber doch lernen, geschichtlich zu denken. Und dazu gehöre die Einsicht, daß keine Theorie ihre Sache haben könne wie ein sicheres Stück Eigentum. Er hätte gar nichts dagegen, funktionale Chiffren unter Akkorde zu setzen, er praktiziere das ja selbst. Aber das sei eine Perspektive unter anderen. Wenn man sie einnehme, habe man die Pflicht, das theoretische Modell zu erläutern, von dem her die Chiffren erst ihren Sinn bekämen. Die Theorie bestimme die Deutung, nicht umgekehrt. Und Theorien gebe es mehrere. Jede von ihnen lasse andere Phänomene hervortreten. Keine könne die einzig wahre sein. Genau dies mache das unauflösbar Mehrdeutige der *Tristan*-Harmonik klar, glasklar. Die „Krise“ der Wagnerschen Musik sei in Wahrheit eine der musikalischen Analyse. Soweit diese jedenfalls der Illusion fröne, Sachverhalte „objektiv“, d. h. außertheoretisch „feststellen“ zu können.

Solche Sätze, die ich erst sehr viel später verstanden habe, hat man im Musikstudium damals nur von Abraham gehört. Im Tonsatzunterricht wurde exakt das Gegenteil gesagt und vorgeführt. Für Musiker, die immerzu mit vergänglichen Klängen zu tun haben, ist Erkenntnis ohnehin wie selbstverständlich etwas Festes. Abraham wußte, daß er ein einsamer Rufer in der Wüste war, und so waren solche Stellungnahmen eben seine Weise, politisch zu sein, Aufklärung zu betreiben, zur kritischen Reflexion herauszufordern, insbesondere die Trennungsfrenten zwischen Praxis und Theorie, Kunst und Wissenschaft nicht zu verstärken, sondern zu überschreiten. Im nachhinein kommt er mir als Mensch wie als Wissenschaftler vor wie eine Personifizierung jener „leisen Stimme des Vernunft“, von der Freud spricht und von der er sich wünscht, sie möge doch den Sieg über die dunklen Mächte davontragen, an den er nicht glauben kann.

Am 21. Februar dieses Jahres ist Lars Ulrich Abraham gut zwei Monate vor Vollendung seines 81. Lebensjahrs in Berlin gestorben.